

HENRY

Hydraulic Engineering Repository

Ein Service der Bundesanstalt für Wasserbau

Article, Published Version

Schiller, Lars

Signal und Rauschen - John Griesemers Roman »Rausch« und Stefan Zweigs Miniatur »Sternstunden der Menschheit«

Hydrographische Nachrichten

Verfügbar unter/Available at: <https://hdl.handle.net/20.500.11970/108153>

Vorgeschlagene Zitierweise/Suggested citation:

Schiller, Lars (2009): Signal und Rauschen - John Griesemers Roman »Rausch« und Stefan Zweigs Miniatur »Sternstunden der Menschheit«. In: Hydrographische Nachrichten 85.

Rostock: Deutsche Hydrographische Gesellschaft e.V.. S. 34-38.

https://www.dhyg.de/images/hn_ausgaben/HN085.pdf.

Standardnutzungsbedingungen/Terms of Use:

Die Dokumente in HENRY stehen unter der Creative Commons Lizenz CC BY 4.0, sofern keine abweichenden Nutzungsbedingungen getroffen wurden. Damit ist sowohl die kommerzielle Nutzung als auch das Teilen, die Weiterbearbeitung und Speicherung erlaubt. Das Verwenden und das Bearbeiten stehen unter der Bedingung der Namensnennung. Im Einzelfall kann eine restriktivere Lizenz gelten; dann gelten abweichend von den obigen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Documents in HENRY are made available under the Creative Commons License CC BY 4.0, if no other license is applicable. Under CC BY 4.0 commercial use and sharing, remixing, transforming, and building upon the material of the work is permitted. In some cases a different, more restrictive license may apply; if applicable the terms of the restrictive license will be binding.



Signal und Rauschen

John Griesemers Roman *Rausch* und Stefan Zweigs *Sternstunden der Menschheit* sind ohne die Hydrographie gar nicht denkbar

Eine Rezension von *Lars Schiller*

Die Grundlagen unserer heutigen Kommunikationstechniken wurden im 19. Jahrhundert gelegt. Ein dichtes Netz von Telegraphenkabeln breitete sich aus, doch die Verbindung reichte zunächst nicht über den jeweiligen Kontinent hinaus. Erst mit der Verlegung des ersten Transatlantikkabels rückten die Neue und die Alte Welt zusammen. Diese nach mehreren vergeblichen Anläufen endlich geglückte Verlegung des Telegraphenkabels zählte Stefan Zweig zu den »Sternstunden der Menschheit«, die er in seiner Miniatur *Das erste Wort über den Ozean* beschrieben hat. John Griesemer greift die historisch verbürgte Begebenheit auf und lädt diese bedeutende Episode der Technikgeschichte in seinem Roman *Rausch* fiktional auf. Diese historische Ingenieursleistung wäre ohne die Hydrographie gar nicht denkbar gewesen – unerwähnt bleibt die dennoch.

Transatlantikkabel | Seekabel | Telegraphie | Kabelleger | Technikgeschichte | Kommunikaton

2009

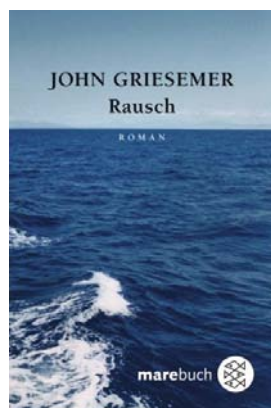
Kaum jemand unter uns, der heute nicht, wenn er einen Text zu Papier bringen soll, erst einmal den Internet-Browser startet, ins Eingabefeld der Suchmaschine ein paar Stichwörter eintippt und die Sekundenbruchteile später ausgegebenen Suchergebnisse nach Brauchbarem oder direkt für den Text Verwertbarem durchkämmt. Mancher beschafft sich in diesen im Hinblick auf das zu bearbeitende Thema völlig wahllos aufgeführten Suchergebnissen die notwendige Information, manch anderer sucht zunächst einmal nach der viel grundlegenden Inspiration. Fündig werden wir alle, ganz unabhängig von der Aufgabe – ob es nun gilt, einen Fachartikel zu schreiben, einen Sachverhalt zu schildern, eine Hausarbeit zu verfassen, eine Kondolenzadresse zu platzieren oder einen Brief aufzusetzen. Früher gab es zur Bewältigung solcher Aufgaben spezialisierte Nachschlagewerke, Briefsteller genannt, in denen, nach Textgattungen gegliedert, Formulierungsvorschläge zusammengestellt waren. (Für Bewerbungsschreiben und Zeugnisse gibt es solche Werke, wenn auch unter anderem Namen firmierend, auch heutzutage noch.) Was früher der Briefsteller war, ist heute das Internet, mit dem allerdings gern vernachlässigten Unterschied, dass der Briefsteller ein Kompendium sorgsam redigierter Beiträge war, wohingegen das Internet eine erratische Zusammenstellung von Beiträgen unterschiedlichster Qualität liefert.

Umso höher müsste angesichts dieser Textflut der Stellenwert des Lesens in unserer Gesellschaft sein. So verlockend einfach die Internetrecherche vermeintlich auch ist, ohne Lesekompetenz findet man sich in dem Dschungel der Fundstellen schlechterdings nicht zurecht. Denn jedem Geschwindigkeitsgewinn zum Trotz, heute geht es kaum mehr darum, im Guten das Passende zu finden, sondern vielmehr darum, in einem zeitaufwendigen Lese- und Ausleseprozess das (wenige) Gute vom (vielen) Schlechten zu scheiden. Lesekompetenz aber lässt sich nur durch Lesen erlangen. Und damit sind wir fast beim Thema dieser Rezension angelangt, in deren Mittelpunkt zwei

Bücher über die Geburtsstunde des Kommunikationszeitalters stehen, ein Roman von einigem Umfang und eine wenige Seiten starke Miniatur, die es zu preisen gilt, weil sie sich mit Gewinn und Genuss lesen lassen: John Griesemers 2003 erschienenes 700-Seiten-Opus *Rausch* und Stefan Zweigs Miniatur *Das erste Wort über den Ozean* aus seinem Erfolgsbuch, den *Sternstunden der Menschheit*.

Zwar ist das Kernthema dieses Texts nun avisiert, doch um überhaupt zum Kern vordringen zu können, müssen wir noch einmal einen Schritt zurücktreten – und ein Geständnis zur Kenntnis nehmen: Auch diese Rezension ist unter Zuhilfenahme des Internets entstanden. Sofern man nicht zum ausserkorenen Kreis der Erstrezensenten gehört, sondern eine gewöhnliche Rezension zu schreiben beabsichtigt, die auch Reaktionen anderer Leser aufgreifen soll, findet man bereits kurz nach Erscheinen des Buchs eine Vielzahl von Kommentaren im Internet. Bei diesem Stimmenfang handelt es sich um die Auswertung von Meinungen, um eine Art unsystematische Meinungsforschung – euphemistisch gewendet ließe sich formulieren: um die Auswertung von »Sekundärliteratur«, die keinen Verleger gefunden hat.

Trotz der Mithilfe zahlreicher, meist ungenannt bleibender Co-Autoren ist das Verfassen eines Texts bis heute eine einsame Angelegenheit. Diese Einsamkeit ist allen Autoren gemein. Der Einsamste von allen, der Verliebte, fand, verzweifelt um die passenden Worte für seine Angebetete ringend, in seiner intimen Not endlich die werbenden Zeilen im Liebesbriefsteller vorgeschrieben. Der moderne Liebende hingegen verschickt eine Kurznachricht, die zwar schon per Definition wort- und inhaltsärmer daherkommt, dafür aber schneller am Ziel ist, vielleicht gar zum Ziel führt. Die Kommunikation hat sich eben gewandelt. Das verdeutlicht auch der folgende Gedanke: Würde der Präsident der Vereinigten Staaten heute einem Attentat zum Opfer fallen, die vernetzte Welt wäre darüber noch in derselben Stunde informiert. Als Abraham Lincoln am 15. April 1865 in Washington ermordet wurde, benötigte diese Nachricht ganze acht Tage, bis sie »verschifft« war und Europa er-



John Griesemer:
Rausch; 764 S., Fischer
Taschenbuch, Frankfurt am
Main 2007, 10 €

* Die Zitate im Text sind einer älteren Ausgabe entnommen (Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 2004), in der der Roman auf 690 Seiten abgedruckt ist.

reichte. Heute dagegen passiert es im Wettlauf um die Geschwindigkeit schon einmal – kleines Missgeschick! –, dass eine Meldung die Massen erreicht, bevor diese Kunde überhaupt eine Nachricht wert gewesen wäre; so geschehen bei der Wahl zum Bundespräsidenten, als Host Köhlers Wiederwahl vorzeitig in die Welt *getwittert* wurde.

1858

Diese heutige Kommunikation wäre nicht möglich ohne eine Pioniertat vor rund 150 Jahren. Damals, 1858, im dritten Anlauf, glückte endlich der Versuch, ein funktionstüchtiges Telegraphenkabel zwischen Europa und Amerika durch den Atlantik zu verlegen. Mehr als 4000 Kilometer Seekabel mussten verlegt werden, bevor am 5. August 1858 die erste transatlantische Verbindung zustande kam. In den Tagen danach schickte die englische Königin Victoria eine Botschaft nach New York, der amerikanische Präsident, damals noch James Buchanan, morste im Gegenzug zurück. Der Jubel war grenzenlos, und Cyrus W. Field, der das ganze Unterfangen organisiert hatte, war der Held der Stunde. Eine Stunde, die der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig rückblickend aus dem Jahr 1939 zur »Sternstunde der Menschheit« deklariert hat. Doch die Verbindung war nicht von Dauer. Nach nur knapp einem Monat (und tragischerweise einen Tag nach den offiziellen Feierlichkeiten) war die Verbindung gekappt. Und es sollte noch einmal fast acht Jahre dauern, bis 1866, bis nach Lincolns Tod, bis ein neues Kabel verlegt war.

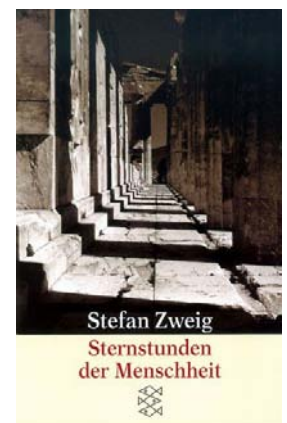
Was hier an knappen Fakten in wenigen Zeilen wiedergegeben ist, dieses enzyklopädische Wissen, bildet die Grundlage der beiden hier zu besprechenden literarischen Werke. Stefan Zweigs erklärtes Ziel war es, nur die historische Tat als solche sprechen zu lassen, nichts hinzuzudichten, lediglich als rückblickender Chronist eine epochale Leistung zu würdigen. Sein Anliegen als Schriftsteller lautete nicht, seine Leser zu unterhalten, sondern seinen Lesern zu denken zu geben. Dabei ist seine Arbeit nicht so sehr mit der eines neutralen Historikers zu vergleichen, der die Vergangenheit minutiös aufarbeitet, als vielmehr mit der Arbeit eines parteiischen Richters, der mit dem Wissen späterer Generationen an eine historische Begebenheit erinnert und diese ins rechte Licht rückt. Zweig beleuchtet dabei ausschließlich einen singulären Moment. Sein literarischer Trick besteht darin, diesen Moment zu schildern, ohne spätere Ereignisse zu erwähnen oder auch nur anzudeuten, dies aber sehr wohl mit dem Wissen um die gesamte Tragweite, mit dem Wissen um die Konsequenzen, die damals noch gar nicht abzusehen waren. So gelingt es ihm, die visionäre Kraft derjenigen einzufangen, die das Unternehmen vorangetrieben haben und die sprichwörtliche Gunst der Stunde ergriffen haben. Fast könnte man beim Lesen meinen, der Autor selbst, der die visionären Gedanken in Worte fasst, sei damals die treibende Kraft gewesen. Und so rasch dieser Gedanke vor lauter Abwegigkeit fallen gelassen werden muss,

so sehr verführt er einen doch im nächsten Augenblick dazu, sich selbst die Rolle des historischen Akteurs zuzuschreiben. Eine wahrlich großartige Literatur, der das gelingt!

Bei alledem konzentriert sich Zweig nur auf diesen einen Moment im Jahr 1858, als alles zum ersten Mal gelang. Der Vollständigkeit halber erwähnt er zwar noch, dass es noch weitere Anläufe bedurfte, bis 1866 endlich eine dauerhafte Verbindung hergestellt werden konnte, aber damit ist für ihn das Kapitel abgeschlossen, weiter blickt er nicht voraus. Auch den historischen Kontext beleuchtet er nicht weiter, er setzt die Zusammenhänge als gegeben und bekannt voraus. Zwar erwähnt er das Jahr 1837, ohne das die Geschichte einen anderen Verlauf genommen hätte, aber der Name Samuel Morse fällt dabei nicht. Dessen Entwicklung des Schreibtelegraphen aber war für das Vorhaben unabdingbar. Neben dieser Erfindung des Morseapparats war auch die Entdeckung des Guttapercha 1843 notwendig. Mit dieser Kautschukart konnte das Kupferkabel endlich beständig gegen das salzige Meerwasser isoliert werden. Zweig verliert in seiner gerade einmal 24 Seiten langen Miniatur die Hauptperson Cyrus W. Field nicht aus den Augen. Wir erfahren dabei allerhand Details, so zum Beispiel wie er die »Atlantic Telegraph Company« gegründet hat, wie er um Geldgeber, Fürsprecher und Ingenieure geworben hat, wie er trotz des wiederholten Scheiterns, trotz der Rückschläge niemals aufgegeben hat. Aber seine Mitstreiter bei dem Plan, das Telegraphenkabel zwischen Irland und Neufundland in Nordamerika zu verlegen, werden nicht erwähnt. In Fields Expertenteam waren neben Samuel Morse noch Charles Tilston Bright, seines Zeichens ausgewiesener Fachmann für Tiefseekabel, die an anderer Stelle bereits verlegt worden waren, und Matthew Maury, der als Hydrograph »1854 die erste Tiefenkarte des Nordatlantiks veröffentlicht hat« (aus: Dieter Lohmann: *Seekabel – Schlagadern der Weltkommunikation*; sci-nexx.de, 8. Mai 2009).

Wir können also mit einiger Gewissheit davon ausgehen, dass das Telegraphenkabel nicht blindlings verlegt wurde, sondern einem vorher überlegten Verlauf folgen sollte. Dafür spricht auch die Tatsache, dass ein jeder neuerlicher Verlegeversuch annähernd derselben Route folgte. Entlang dieser Trasse war die Meerestiefe zwar nicht lückenlos und schon gar nicht genau bekannt, aber man wusste von vorangegangenen Projekten, andernorts ein Unterwasserkabel zu verlegen, dass zumindest die ungefähre Kenntnis über die Beschaffenheit des Meeresgrunds nicht von Schaden ist und das Risiko des kühnen Wagnisses erheblich verringert.

Als ein paar Jahre zuvor (1851 nämlich) ein Seekabel zwischen Calais und Dover verlegt werden sollte, konnte man bei der Planung der Trasse auf hydrographische Daten zurückgreifen. Und somit war alles ganz einfach: »Bei der Kabellegung im Kanal konnte man in Ruhe einen besonders stillen Tag abwarten, man kannte genau die Tiefe des Mee-



Stefan Zweig:
Sternstunden der Menschheit,
304 S., Fischer Taschenbuch,
Frankfurt am Main 2009,
7,95 €



resgrundes, blieb ständig in Sicht des einen oder des anderen Ufers und damit jedem gefährlichen Zufall entrückt; innerhalb eines einzigen Tages konnte bequem die Verbindung geleistet werden« (*Das erste Wort über den Ozean*, S. 160). Bei der Verlegung des Transatlantikkabels waren die Voraussetzungen andere: »Noch ist die Tiefe des Meeres nicht ausgemessen, noch kennt man nur ungenau die geologische Struktur des Ozeans, noch ist völlig unerprobt, ob ein in solche Tiefe gelegter Draht den Druck so unendlich getürmter Wassermassen ertragen könnte« (*Das erste Wort über den Ozean*, S. 156-157). Mit dem Ziel, die Unwägbarkeiten zu reduzieren, nahm gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Interesse an der Bathymetrie des Meeresbodens enorm zu. Die Trassen sollten fortan bekannt sein. Als zu groß hatte man die Gefahren erkannt, die von Ankern und Schleppnetzen, aber auch von Seebeben ausgehen.

2009

Heute, da insgesamt gut 200 Seekabel durch die Weltmeere verlaufen (Lohmann), ist das Verlegen eines neuen Glasfaserkabels dank moderner Kabelleger keine große Herausforderung mehr. Und es ist eine Tätigkeit, die heute mehr denn je gefragt ist. Während man zwischenzeitlich alle Hoffnungen auf die aufkommende Satellitenkommunikation gesetzt hat, weiß man heute, dass Glasfaserkabel erheblich höhere Übertragungsgeschwindigkeiten zulassen. Hinsichtlich Datenkapazität und Lebensdauer sind Glasfaserkabel jeder Satellitenverbindung überlegen – und kostengünstiger sind sie obendrein. Gleichwohl bleibt der hohe Aufwand beim Verlegen der Verbindungen. Mit eigens konstruierten Spezialschiffen, den Kabellegern, in deren Innern riesige Spulen die bis zu mehrere tausend Kilometer langen Kabelstränge aufnehmen, werden die Seekabel hochgenau positioniert entlang der vorher berechneten Route verlegt. Den Kabellegern voraus fahren Vermessungsschiffe, deren Besatzungen die festgelegte Route mit Hilfe von Sonaranlagen überprüfen. Etwaige Hindernisse am Meeresboden könnten so noch rechtzeitig identifiziert und umgangen werden (Lohmann).

1865

Der Vorläufer der heutigen Kabelleger war die »Great Eastern«, die 1865 von Cyrus W. Field gechartert wurde. Der ausrangierte Passagierdampfer, damals mit 211 Metern Länge das größte Schiff der Welt, verfügte über genügend Antriebskraft, um das Kabel während der dreiwöchigen Fahrt selbst bei rauer See ununterbrochen verlegen zu können. Diese »Great Eastern« spielt in *Rausch* von den ersten Seiten an eine entscheidende Rolle. Vordergründig ist *Rausch* zwar ein Roman über die Verlegung des Transatlantikkabels, recht besehen aber liefert John Griesemer uns Lesern gleich einen ganzen Reigen an Erzählungen. Der Stapellauf der »Great Eastern«, der allerdings scheiterte, steht dabei ganz am Anfang. Denn natürlich ist auch Griesemer ein

wissender Erzähler, der ursprünglich völlig separat verlaufende Geschichten von Anbeginn an miteinander verwebt. Trotz des missglückten Stapellaufs, so viel wird auch dem Leser, der die historischen Fakten nicht kennt, sogleich klar, wird der »Great Eastern« noch ein entscheidendes Kapitel im Roman zukommen. Die eigentlich karge Technikgeschichte, die »auf den ersten Blick wenig an Abenteuer und Größe abzuwerfen scheint« (Burkhard Spinnen in der *Zeit* vom 25. September 2003), ist zu eintönig für einen seitenlangen Roman. Und so geben die vergangenen Ingenieursleistungen nur das Gerüst für die episch angelegte Handlung ab, um das herum sich allerhand ereignisreiche Geschichten ranken. Die Technikgeschichte verkommt zur Kulisse für allerlei Nebenschauplätze.

Cyrus W. Field, bei Zweig noch als wichtigster Protagonist der Kabellegung gewürdigt, bekommt von Griesemer nur noch einer Nebenrolle zugewiesen. Stattdessen bringt der Roman eigene, erfundene Hauptfiguren hervor. Im Mittelpunkt des historischen Materials steht dabei der fiktive Ingenieur Chester Ludlow, dessen Handeln dem des echten Cyrus W. Fields gleichkommt. Im Hinblick auf die Erzählabsicht des Romans spielt Chesters Halbbruder Otis eine entscheidende Rolle. Griesemers Absicht ist es selbstredend, die Bedeutung der damaligen Entwicklungen für den nachfolgenden kommunikativen Wandel herauszuarbeiten. Gerade noch schrieb man das Zeitalter der Dampfmaschinen, es ging um die sehr wohl sichtbare Bewegung von Körpern, jetzt geht es nach der Entdeckung der Elektrizität plötzlich um das kaum vorstellbare Verschicken von Gedanken. Damals brach das Zeitalter der globalen Kommunikation an. Der eine – Chester – steht dabei als Vertreter für die technische, sein Gegenpart – Otis – für die übersinnliche Kommunikation. Trotzdem ist Otis der technisch Versiertere der beiden ungleichen Brüder; schon früh galt er als kauziges Genie: »Mit fünfzehn schrieb er einen Aufsatz ›Über die Gestalt der Erde‹, in dem er die mathematischen Grundlagen für die Vermessung des Planeten beschrieb« (*Rausch*, S. 379).

Für das Verständnis des Romans ist der Blick auf das antipodische Bruderpaar ganz elementar. Der Rest der an den unwahrscheinlichsten Zufällen so reichen Handlung hat mit der historischen Exkursion wenig gemein; es ist vielmehr eine Geschichte über Menschen und Zwischenmenschliches, die sich liest wie ein Kinofilm. Dazu trägt in einem zentralen Teilhandlungsstrang auch die Schauspielerin Fanny Ludlow bei, Chesters Frau, deren aufstrebender Karriere allerdings ihre Gesundheit ein Ende setzte. Die vierjährige Tochter Betty, die an Epilepsie litt, stürzte bei einem plötzlichen Anfall von den Klippen in der Nähe des Wohnhauses in die Tiefe. Der Tod der Tochter trieb Fanny in die Depression. Parallel dazu wird eine Bühnengeschichte erzählt: Um Geldgeber zu beeindrucken, tourte eine Schauspieltruppe mit einer effektvollen Theaterversion des geplanten Unternehmens durch die Welt. Während der England-Tournee dieser

Sekundärliteratur:

- Richard Kämmerlings:
Schäferstunden der
Menschheit; *FAZ* Nr. 280
vom 2. Dezember 2003
Dieter Lohmann: Seekabel
– Schlagadern der
Weltkommunikation;
scinexx.de vom 8. Mai 2009,
Abruf vom 17. Juli 2009
Burkhard Spinnen: Stunde
der technischen Erfindung;
Die Zeit Nr. 40 vom 25.
September 2003

Werbeveranstaltung avancierte Chester zum viel gefeierten Star. In dieser parabelhaften Erzählung wird gerafft die technische Seite der Geschichte vorweggenommen. Vom Erfolg auf Londons Bühnen getrieben, als Visionär gefeiert, geht Chester ein Verhältnis mit der promiskuen Ehefrau seines Geschäftspartners ein. Fanny blieb währenddessen nichts ahnend in Amerika zurück. Der Sonderling Otis unterwies Fanny derweil spiritistisch zwecks Kontaktaufnahme mit der verstorbenen Tochter.

Fannys und Otis' Versuche mit der übersinnlichen Kommunikation kommen uns heutigen Lesern dabei so abstrus und unwahrscheinlich vor, wie ihren Zeitgenossen und Chesters Theaterbesuchern die Verheißungen der weltumspannenden Kommunikation erschienen sein müssen. Das letzte Versprechen allerdings hat sich als möglich erwiesen. Aber dass diese kabelgebundene Kommunikation anderthalb Jahrhunderte später einen solchen Erfolg zeitigen würde, war damals nicht abzusehen. Das können eigentlich nur wir Leser wissen. Der Autor aber stattet seine Protagonisten bereits mit diesem vorahnenden Wissen aus. Nun ist es ja durchaus Aufgabe des historischen Romans, einen Bezug zur vergangenen Epoche herzustellen. Da ist die Geschichte von der »Kontaktanbahnung zweier Kontinente« als eine Geschichte der Verbindung für den historischen Roman geradezu prädestiniert (Richard Kämmerlings in der FAZ vom 2. Dezember 2003). Dass diese Verbindungen und Parallelen zum Internetzeitalter aber derart explizit und offensiv aufgezeigt werden, ist weniger künstlerisch als künstlich, zumindest ist es für das Genre sehr ungewöhnlich. Gleichwohl liegt in der Darstellung des Vorgezeichneten und Wiederkehrenden natürlich auch ein philosophischer Reiz. Der Autor jedenfalls fand Gefallen daran, es nicht bei der Erwähnung der Telegraphie, also bei dem Verschicken von Morsecode, zu belassen. Er kündigt auch die Telephonie, also das Verschicken von Sprache, an; aber auch das Verschicken von Bildern lässt er an mehreren Stellen, das Internet antizipierend, prophetisch raunend anklingen.

Bei dieser Zielrichtung des Romans ist es dann doch klar, dass die Hydrographie keine Erwähnung findet. Immerhin aber ist Otis ein veritabler Vermesser, der den Mount Washington vermessen hat. Überhaupt schreibt Griesemer Otis die vielfältigsten Eigenschaften zu, weswegen in dieser Figur wohl auch die meisten Erzählstränge zusammenlaufen. An einer Stelle heißt es: »(...) Erzählen Sie ihnen, was Sie wollen. Aber erzählen Sie ihnen auch, dass sie einen Mann mit Vermesserlizenz verpflichtet haben, der auf Celebes eine Guttapercha-Plantage geführt hat, der, seit er sechzehn ist, im Eisenbahnbau und als Holzfäller gearbeitet hat, der zweimal das Deng-Fieber überlebt hat, der ein Jahr auf Borneo bei einem Mediziner, wie Sie ihn wahrscheinlich nennen würden, verbracht hat, der mit einem Auge besser sehen kann als jeder andere mit zweien und der mit einer Geschwindigkeit von bis zu dreißig Wörtern in der Minute

Telegraphencode empfangen und senden kann« (Rausch, S. 285).

Griesemer ist es zu banal, die ingenieurtechnischen Details zu beschreiben, die Handgriffe darzustellen; der eigentlichen Schilderung der Kabelverlegung widmet er daher nur ein einziges zusammenhängendes Kapitel. Dennoch gelingt es ihm, das wiederholte Scheitern des Unternehmens aufleben zu lassen. Im letzten Viertel des Buchs beschreibt er die erste Fahrt mit der »Great Eastern«. Aber auch diesen fiktionalisierten historischen Bericht schreibt der ehemalige Schauspieler Griesemer eher für ein Kinopublikum; man bekommt jedenfalls den Eindruck, dass es ihm immer auch um die Verfilmbarkeit geht. So heißt es denn auch passenderweise mit Blick auf die »Great Eastern«: »Nur eine Enttäuschung gibt es für die Zuschauer: Die Hauptattraktion (...) ist nicht in Sicht. Das Schiff ist zu groß und zu behäbig, um sich zwischen den Untiefen und Felsen vor der Küste hindurchzuschlängeln (...)« (Rausch, S. 586).

Es ist natürlich nicht einfach, die Verlegeroutine spannend zu beschreiben. Daher lebt der Roman eher von den Missgeschicken und vom Scheitern. Nachdem die Verlegung über einige hundert Kilometer erfolgreich verlaufen war, bricht das Kabel plötzlich und das lose Ende sinkt auf den Meeresboden »in zweitausend Faden Tiefe« (Rausch, S. 601). Für diesen Fall haben Chester und Otis vorgesorgt, sie wollen »das Kabel nicht auf dem Meeresboden liegen lassen« (Rausch, S. 601). Sie wollen es mit einem Dreghaken wieder aufholen. »Es war Otis' Idee, den riesigen Dreghaken zu konstruieren, zu bauen und an Bord zu nehmen, um damit den Meeresgrund abzusuchen, sollte das Kabel reißen« (Rausch, S. 620). Nun muss der Dreghaken zum Einsatz kommen. »Drei Tage treiben sie über den Koordinaten des Kabels und suchen den Meeresgrund ab, fahren zurück, schleppen den Haken wieder über den Grund, fahren zurück, schleppen wieder. Schließlich lässt Chester die Dregtrosse einholen. Als der Dreghaken auftaucht, sehen sie, dass die Trosse sich um einen der Flunken gewickelt hat. Sie haben den Haken wahrscheinlich jedes Mal rückwärts über das Kabel gezogen« (Rausch, S. 625). Dennoch scheitert das Unternehmen.

1866

Eine weitere Kabelexpedition wurde nötig, um endlich den ersehnten Erfolg herbeizuführen. Doch wurde es kein Erfolg für alle Beteiligten. Chester triumphiert, die Menschheit profitiert. Doch Otis sitzt am Ende in einer Telegraphenstation, wo er die Signale einer jenseitigen Welt empfängt und zu deuten versucht – Signal und Rauschen. »Signal & Noise«, dieser uns Hydrographen durchaus geläufige Begriff, ist denn auch der Originaltitel des Romans. In diesem Titel ist zugleich eine chiffrierte Gesellschaftskritik enthalten. Dem ersten Signal 1858 folgte das Rauschen danach, als das Kabel stotterte, schließlich schwieg. Mit den nächsten Signalen 1866 kam in der Folge der Rausch. Und heute haben wir es – trotz bester Übertragungs-

Bisher erschienen:

John Vermeulen (HN 82),
Theodor Storm (HN 83),
Henning Mankell (HN 84)

In den nächsten Ausgaben:

Umberto Eco,
Bruce Chatwin,
Frank Schätzing ...

qualität – oft nur noch mit einem Rauschen der Signale zu tun.

2009

Ein wenig trifft diese Kritik auch auf den Roman selbst zu: Zu viele Informationen auf zu vielen Seiten. Burkhard Spinnens Fazit in der *Zeit* lautet daher auch: »John Griesemer hat über weite Strecken einen spannenden historischen Roman mit hoch interessantem philosophischen Hintergrund geschrieben. Daneben aber hat er auch dem populären Emotions- und Katastrophenkino Hollywoods Konkurrenz machen wollen und sich dem Informationschaos des Netzes

ausgesetzt.« In diesem letzten Satz äußert sich Spinnens Verdacht, dass das Internet selbst den Roman geschrieben haben könnte. Ihm scheint *Rausch* nicht nur ein Roman über die Anfänge des Kommunikations- und Informationszeitalters zu sein, »sondern auch einer aus dessen Hochzeit«. Viele Geschichten aus dem Roman ließen sich im Internet finden. Womit wir wieder bei den Anfangszeilen dieser Rezension angelangt wären: Es bleibt uns Lesern überlassen, zu beurteilen, ob John Griesemer bei seiner Materialbeschaffung eine glückliche Auswahl getroffen hat. Stefan Zweig, der auf andere Quellen zurückgreifen musste, hat es. □

Digital Elevation Model Technologies and Applications

The DEM Users Manual – 2nd Edition

Eine Rezension von *Hartmut Pietrek*

Die American Society for Photogrammetry & Remote Sensing (ASPRS) publizierte im Jahr 2007 das umfassende Buch *Digital Elevation Model Technologies and Applications*. Diese zweite Auflage des *DEM Users Manual* vermittelt potenziellen Anwendern von digitalen Höhenmodellen nicht nur das Verständnis, sondern ermöglicht ihnen auch, ihre Anforderungen zu benennen. Das Buch beschreibt die Thematik der digitalen Höhenmodelle sehr anschaulich auf über 600 Seiten in insgesamt 15 Kapiteln, plus einem ausführlichen Anhang.

Dieses zwar nicht mehr ganz neue Buch ist ein recht umfassendes Werk zum Thema digitale Höhenmodelle, ein echtes Schwergewicht sowohl vom Umfang (über 650 Seiten) als auch vom Preis her (fast 300 Dollar). Es ist von einem Autorenkollektiv geschrieben worden und unterteilt sich in 15 Kapitel nebst drei Anhängen und einer Supplement-DVD.

Nachfolgend eine kurze Übersicht der einzelnen Kapitel:

- Chapter 1 – Introduction (DEM's),
- Chapter 2 – Vertical Datums,
- Chapter 3 – Accuracy Standards,
- Chapter 4 – The National Elevation Dataset,
- Chapter 5 – Photogrammetry,
- Chapter 6 – Interferometric Synthetic Aperture Sonar,
- Chapter 7 – Topographic and Terrestrial Lidar,
- Chapter 8 – Airborne Lidar Bathymetry,
- Chapter 9 – Sonar,
- Chapter 10 – Enabling Technologies,
- Chapter 11 – DEM User Applications,
- Chapter 12 – DEM Quality Assessment,
- Chapter 13 – DEM User Requirements,
- Chapter 14 – Lidar Processing and Software,
- Chapter 15 – Sample Elevation Dataset,
- Appendix A – Acronyms,
- Appendix B – Term Definitions,
- Appendix C – Color Plates.

Der Herausgeber, David F. Maune, geht in seiner Einleitung sehr subtil vor, da bekanntermaßen das Wissen um diese Thematik sehr unterschiedlich sein kann – und wohl auch ist. Dadurch ist eine gewisse Wissenssynchronisation möglich, die beim Durcharbeiten der folgenden Kapitel äußerst sinnvoll ist.

Das zweite Kapitel ist sehr auf die USA bezogen; hierzu ist als Ergänzung das Script von Rainer Lüthje empfehlenswert (siehe *HN 82*, S. 46).

Besonders empfehlenswert ist das dritte Kapitel zum Thema »Accuracy Standards«, da es sich nicht nur mit der landseitigen Problematik befasst, sondern eben auch mit der S-44, wenn auch noch mit der 4th Edition.

Da ja bekanntermaßen nicht alles hydrographisch vermessen werden kann, sondern auch zunehmend Höhenmodelle als Teilmenge aus globalen Quellen genutzt werden, ist das sechste Kapitel sicherlich sehr interessant.

Über die terrestrische Laserscanvermessung im Kapitel 7 hin zur luftgestützten Laserscanvermessung im Kapitel 8 kommt der direkte Bezug zur Hydrographie wieder, um sich dann anschließend im Kapitel 9 »Sonar« fortzusetzen.

Anschließend werden die zur Verwendung stehenden Technologien besprochen, man vermisst allerdings einen kleinen Exkurs zum Thema AUV.

Nachdem die möglichen Nutzungen im Kapitel 11 angesprochen werden, wird in Kapitel 12 explizit



David F. Maune (Ed.):
Digital Elevation Model Technologies and Applications, The DEM Users Manual, 2nd Edition; 655 S., American Society for Photogrammetry & Remote Sensing, Bethesda, Maryland, USA 2007, 273,72 \$